

Was heißt Frieden mit Russland?

Die Deutschen müssen begreifen: Versöhnung darf nicht auf Kosten der Ukraine gehen.

Von *Kyrylo Tkachenko*

Ich besitze weder einen deutschen Pass noch einen unbefristeten Aufenthaltstitel für die Bundesrepublik. Es ist schon fast acht Jahre her, seit ich in die Ukraine zurückgekehrt bin. Doch ich bin nach den Jahren, die ich in Deutschland verbracht habe, mit dem Land und den Leuten tief verbunden. Seit ich 2014 in die Ukraine zurückkam, habe ich wohl mehr auf Deutsch als auf Ukrainisch geschrieben. Noch bis kurz nach dem Kriegsausbruch konsumierte ich mehr deutsche als ukrainische Medien. Die „Papisprache“ meines ersten in Kyjiw (nicht „Kiew“) aufgewachsenen Sohnes ist Deutsch. Dasselbe wird auch für mein zweites Kind gelten, das am 26. Februar 2022 in einem Kyjiwer Luftschutzkeller zur Welt kam. Selbst mit der Katze meines Bruders, Kytja, die jetzt meine von den Russen erzwungene Einsamkeit in einem hübschen Städtchen am Dnipro (nicht „Dnjepr“) verschönt, rede ich zumeist Deutsch. Ich bin durch positive Erfahrungen in Deutschland geprägt. Umso mehr hat mich das, was bezüglich der Ukraine in Deutschland während der letzten acht Jahre gesagt und getan wurde, nicht nur als Ukrainer geärgert, es war mir auch peinlich als jemand, dem Deutschland nicht egal ist.

Derzeit erlebt Deutschland eine Kehrtwende, was seine Haltung zur Ukraine und, vielleicht noch wichtiger, zu Russland angeht. Das ist gut. Dieser Prozess steht freilich noch am Anfang. Das Verhalten deutscher Politiker, Journalisten und „Kulturschaffender“ bleibt von alten Reflexen geprägt. Man denke an das Graffito, das bei der Deutschen Welle gepostet wurde mit zwei sich umarmenden Mädchen, von denen das eine mit der russischen, das andere mit der ukrainischen Flagge markiert ist. Oder an das unsägliche „Friedenskonzert“, an dessen Ende zwei Kinder, in dieselben Fahnen gewickelt, eine „Friedensglocke“ läuteten. Zweifellos war das gut gemeint. Aber ich bitte die Leserschaft, sich in den September 1939 zurückzusetzen und sich eine Zeitung vorzustellen mit zwei sich umarmenden Mädchen auf der Titelseite, das eine mit der deutschen, das andere mit der polnischen Flagge. Oder ein „Friedenskonzert“, etwa in London, wo zwei Kinder mit den Flaggen der polnischen Republik und der des Dritten Reichs eine Glocke zur moralischen Erbauung des friedliebenden Publikums läuten. Russland ist nicht das Dritte Reich, aber eine äußerst aggressive Diktatur, die alle aus der Literatur bekannten Merkmale des Faschismus aufweist und dessen Angriffskrieg gegen die Ukraine genozidale Aspekte hat. Die „Entnazifizierung“ der Ukraine läuft nämlich darauf hinaus, all diejenigen Ukrainer zu töten, die nicht glauben, dass die Ukrainer einen verirrten Zweig des Großrussischen Volkes darstellen. Das sind aber mehr als 99 Prozent der Bevölkerung. Wie wir wissen, haben die Briten im September 1939 keine solchen Konzerte veranstaltet, sondern dem „Dritten Reich“ den Krieg erklärt.

Man denke auch an die deutsche Großdemo gegen den Krieg in der Ukraine, an der alle friedliebenden Deutschen teilnehmen durften, von evangelisch bis zu radikal Linken, nur nicht die eine ukrainische Organisation, die mitmachen wollte. Und zwar, weil die Veranstalter erfuhren, dass diese Organisation Spenden für die ukrainische Armee sammelte, was den moralischen Standards des deutschen Pazifismus widersprach. Man denke auch an das „Solidaritätskonzert mit der Ukraine“ unter der Schirmherrschaft des Bundespräsidenten, bei dem fast nur russische Musiker auftraten.

Warum lehnte der ukrainische Botschafter die Einladung ab? Die deutschen Kulturinstitutionen sind von dem Drang besessen, Ukrainer und Russen auf alle erdenkliche Weise zusammenzubringen, für den Frieden versteht sich. Manch deutscher Denker oder Politiker findet immer noch – jetzt, da sich eine Niederlage Russlands abzeichnet –, dass es gut wäre, wenn die Ukraine sich ergeben würde. Damit die armen Ukrainer nicht weiter leiden müssen.

Deutschland befindet sich auf dem richtigen Weg. Die seltsamen Initiativen „um des Friedens willen“ lassen sich zwar durch alte Reflexe erklären, sind aber gut gemeint. Indes sind diese Reflexe nicht bloß an den gesellschaftlichen Rändern zu beobachten, sie beeinflussen das Verhalten der Bundesregierung und des Bundestags. Laut Olaf Scholz handelt es sich um „Putins Krieg“, mit dem die einfachen Russen nichts zu schaffen hätten (in Wirklichkeit unterstützen 71 Prozent der Russen den Krieg gegen die Ukraine). Des Weiteren sagt der Kanzler, bis 2024 werde Deutschland von russischen Gas unabhängig werden. Wie schön! Hoffentlich hält Mariupol so lange durch. Hauptsache, die Deutschen erlernen nicht, und die deutsche Wirtschaft erleidet keine allzu großen Verluste.

Was sollte Deutschland tun? Es würde reichen, ein zuverlässiger Partner des westlichen Bündnisses zu sein und Initiativen zum „Dialog“, zum „Brückenbau“, zur „Gesichtswahrung“ eines rückfälligen Kriegsverbrechers einzustellen. Nicht Mitleid, nicht Gebete, nicht Friedensglocken helfen uns in der Ukraine. Die drei Sachen, die wir seit Beginn des Krieges fordern, sind Waffen, Waffen und nochmals Waffen. Und natürlich die komplette Einstellung des Handels mit Russland. Alle Gebetsstunden, Solidaritätserklärungen und moralisch destillierten Tränen sind pure Heuchelei, solange Deutschland weiter mit Milliarden Euros die russische Kriegsmaschine schmiert.

Als Ukrainer freut man sich über das Engagement der Vereinigten Staaten und Großbritanniens in den letzten Monaten. Man stelle sich vor, die USA verhielten sich wie zu Zeiten von Obama oder Trump, und die führende Vermittlerrolle in der „Ukraine-Krise“ (eine unsägliche Wortschöpfung!) fielen wiederum Deutschland zu. Die Konsequenzen wären absehbar: keine Waffen an die Ukraine, Aufrufe „an beide Parteien“ zur Mäßigung, der Drang, mit Putin „im Gespräch“ zu bleiben. Frieden wäre dann nur unter der Bedingung weiterer territorialer Verluste der Ukraine möglich. Das Ganze würde durch irgendein Minsk-3 besiegelt, und als Sahnehäubchen käme vielleicht noch ein Nord Stream 3 dazu, damit sich Russland weiter im Sinne des „Wandels durch Handel“ annähern kann. Und die deutsche Politik wäre mit sich absolut zufrieden, sie wäre in ihren eigenen Augen der Inbegriff hoher moralischer Prinzipien.

Die Ukrainer wollen Frieden mit Russland und Versöhnung. Das setzt aber einiges voraus: die komplette Wiederherstellung der territorialen Integrität der Ukraine; die Verurteilung aller russischen Kriegsverbrecher; die Kompensation aller Schäden, die durch den russischen Angriffskrieg verursacht werden. Wenn diese Voraussetzungen nicht erfüllt werden, hat es keinen Sinn, Ukrainer und Russen zu „versöhnenden“ Veranstaltungen in Deutschland zusammenbringen zu wollen, von Glocken-Läuten-Aktionen oder Konzerten, bei denen Ukrainer russische Musiker anhören müssen, ganz zu schweigen.

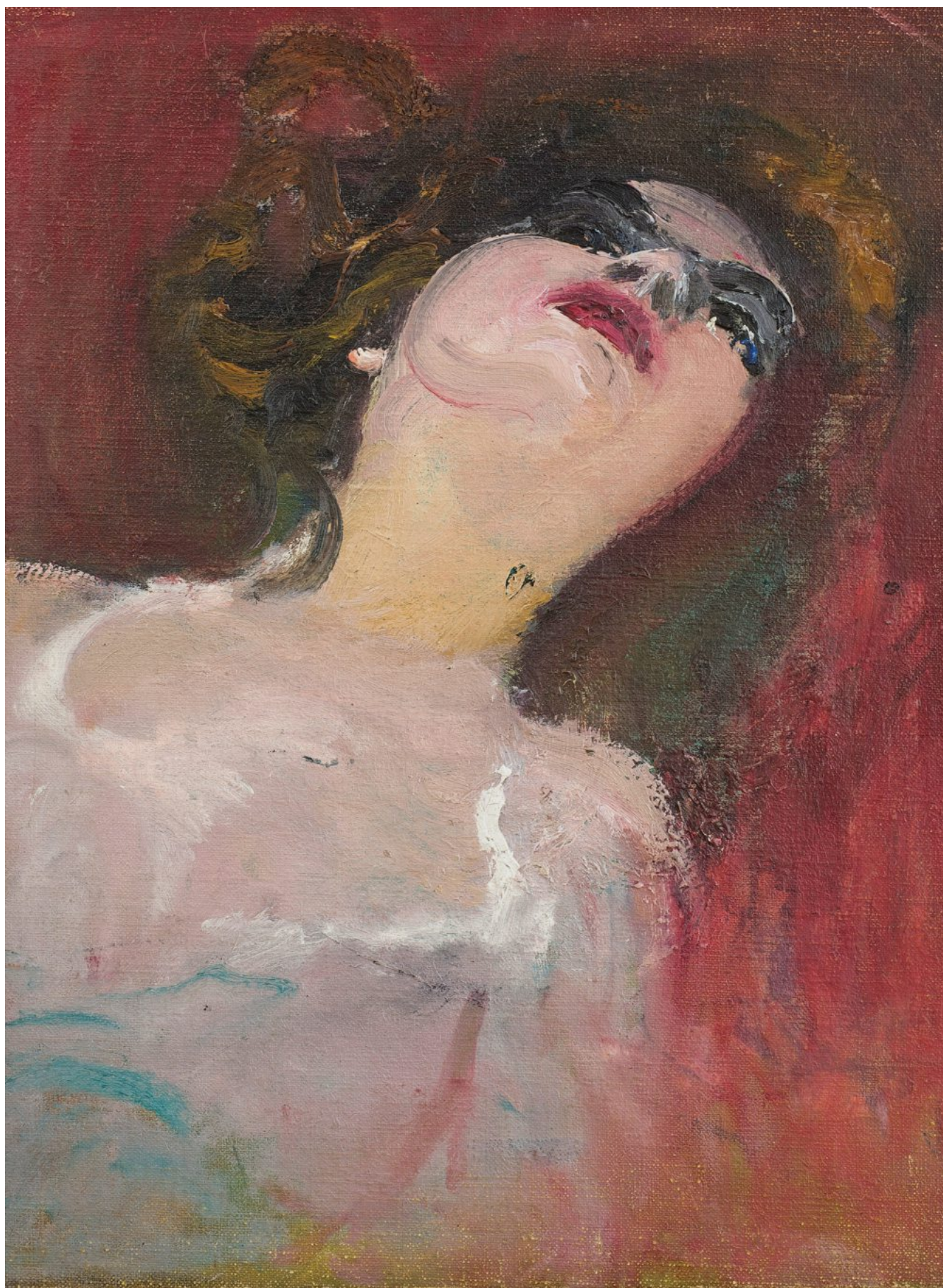
Und ja: Die Erfüllung dieser Voraussetzungen impliziert die Niederlage Russlands. Ohne russische Niederlage kann es für die Ukraine keinen Frieden geben. Ohne russische Niederlage ist es unmöglich, die russischen Kriegsverbrecher – angefangen mit Wladimir Putin – nach Den Haag zu holen. Wenn jemand in Deutschland immer noch glaubt, „der Frieden“ kann wieder auf Kosten der Ukraine erreicht werden, der irrt.

Ich erkläre es an einem Beispiel aus meiner eigenen jüngsten Erfahrung. Bis vor kurzem gab es ein Haus im Dorf Horenka nördlich von Kyjiw, wo ich teilweise aufwuchs. Er gehörte meiner verstorbenen Großmutter. Zuletzt hat dort mein Onkel Sascha gewohnt, den wir kurz vor den schweren Artilleriebeschüssen von dort wegholen konnten. Das Haus ist dann zerborstet worden, mein Onkel hat sein Zuhause verloren. Wie soll ich bitte schön mit irgendwelchen Russen über Versöhnung reden, wenn diejenigen, die das Haus in Horenka vernichtet haben, nicht zur Verantwortung gezogen werden und wenn der Schaden nicht wiedergutmachtet ist? Ich will, dass die ganze Befehlshierarchie vor Gericht steht – von ganz oben bis zu dem konkreten Artilleristen, der auf unser Haus schoss. Vielleicht kann jemand anderes all diesen Leuten einfach so verzeihen, ich ganz bestimmt nicht.

Dabei ist mein Fall bei weitem nicht der schlimmste. Ich denke an die 18 Jahre alte Frau im benachbarten Städtchen Irpin, die wochenlang von russischen Soldaten vergewaltigt wurde. Ich denke an das Kind in Charkiw (nicht „Charkow“), dessen Vater in seiner Anwesenheit der Kopf durch Artilleriebeschuss abgerissen wurde. Ich denke an das 16 Jahre alte Mädchen, das von russischen Soldaten vergewaltigt und dann ermordet wurde. Ich denke an das Theater in Mariupol, das als Zuflucht für Hunderte Frauen, Kinder und Ältere diente und von Russen gezielt mit einer Megabombe vom Erdboden getilgt wurde. Ich denke an das Altersheim in Kreminnaja, das vom russischen Panzer aus naher Entfernung so lange beschossen wurde, bis keiner mehr am Leben war. Ich denke an das zertrümmerte Tschernihiw, die Stadt, welche noch vor kurzem mehr Kirchen aus dem 11. bis 13. Jahrhundert besaß als Kyjiw. Ich denke an Sumy, an Charkiw, an Mariupol. Ich denke an mehrere Kleinstädte im Donbass, die ich teilweise persönlich kenne, und die dem Erdboden gleichgemacht wurden. Ich denke schließlich an Menschen aus meinem Freundeskreis, die ihr Leben geopfert haben, indem sie unser Land verteidigten.

Den Deutschen möchte ich sagen: Solange die genannten Voraussetzungen nicht erfüllt sind, lasst bitte den Schammir mit Euren gut gemeinten Dialog- und Versöhnungsinitiativen.

Der Autor ist Philosoph und lebt nach einer Promotion in München wieder in der Ukraine.



Traumartig gemalter Schlaf: Eine entrückte Vision der Malerin Émilie Charmy

Foto Autorisation de reproduction uni

Garçonnes im Pelz oder Schlafanzug

Sie waren Pionierinnen eines selbstbestimmten Lebens: Eine Ausstellung in Paris versammelt Künstlerinnen der „Années folles“. Von *Bettina Wohlfarth, Paris*

Als diese Ausstellung im Pariser Musée du Luxembourg von den Kuratorinnen Camille Morineau und Lucia Pesapane konzipiert wurde, war nicht zu ahnen gewesen, dass ihr erster Raum ein beklemmendes Echo der Gegenwart im Betrachter hervorrufen würde. Beim Betreten fällt der Blick unweigerlich auf ein großformatiges Gemälde. Es zeigt in einem kubistisch dekonstruierten, wie in Splitter berstenden Bildraum einen Soldaten mit einer Begleiterin am Kaffeehaustisch sitzend. Anstelle eines Gesichts grinst jedoch ein Totenschädel, und eine Hakenprothese ersetzt die Hand. Das Antlitz der Frau ist eine Gasmask mit hohlen Augen und Rüssel Nase. Das makabre Bild von 1917 „La Mort et la Femme“ der in Russland geborenen Künstlerin Marevna – eigentlich Maria Worobjowa-Stebelskaja – setzt den Kontext, mit dem ein in der Kunst- und Sozialgeschichte außergewöhnliches Jahrzehnt beginnt. Ein Weltkrieg und eine Pandemie waren gerade überwunden. Viele Frauen hatten in dieser Ausnahmezeit die abwesenden oder gefallenen Männer im Berufsleben ersetzt und dabei ein neues Selbstverständnis gewonnen. In einigen Ländern – etwa Deutschland, Kanada oder den Niederlanden – gewannen sie den zähen Kampf um das Wahlrecht. Der Erste Weltkrieg trug aber auch dazu bei, das patriarchalische Gesellschaftsmodell zumindest momentan in Frage zu stellen. Paris als Stadt der Avantgarden mit einem vergleichsweise freien Lebensstil, in der auch Frauen an Kunstakademien studieren konnten, wurde zum Anziehungsort für Künstlerinnen aus aller Welt.

Die Ausstellung „Pionierinnen – Künstlerinnen im Paris der Années folles“ versammelt Werke von fünfundvierzig Malerinnen und Bildhauerinnen und setzt deren Arbeit in einem Jahrzehnt gesellschaftlicher Umwälzungen in einen sozialpolitischen Kontext. In den neun thematischen Räumen entsteht die Erzählung eines Kapitels Zeitgeschichte unter neuen Aspekten. Auch wenn der Platz im Musée du Luxembourg beschränkt ist – durchschnittlich werden 3 bis 4 Werke von jeder Künstlerin gezeigt –, gelingt es den Kuratorinnen, einen faszinierenden, nicht nur kunst- sondern auch kulturgeschichtlichen Überblick zu geben.

Nur ein kleinerer Teil der Künstlerinnen, das lässt eine Weltkarte am

Eingang nachvollziehen, stammt aus Frankreich selbst, etwa die noch heute bestens bekannten Malerinnen Suzanne Valadon oder Marie Laurencin. Ein Hauptwerk von Valadon, „La chambre bleue“ von 1923, zeigt eine wohlbeleibte Frau halb aufgerichtet auf einem Bett liegend. Valadon gibt ihr die Pose von Goyas „La Maja“ oder Manets „Olympia“. Der Stil und die ornamentreichen Stoffe lassen an die Odaliskengemälde von Matisse denken. Nur dass sich hier der Blick radikal gewandelt hat. Die lässig auf dem Bett ruhende Frau trägt ein Unterhemd und eine gestreifte Schlafanzugose. Neben ihr liegt ein Stapel Bücher, im Mundwinkel hängt eine Zigarette. Gerade durch die ironischen Anleihen an berühmte Vorbilder demonstriert Valadon den neuen Blick auf den weiblichen Körper. Der Künstlerinnenblick, und dieses Thema zieht sich durch die gesamte Schau, lässt auch ein anderes Bild der Frau entstehen: in ihrem Alltag, ohne Aufmachung und sich selbst genügend. Die Französin Maria Blanchard oder die polnische Malerin Mela Mutter machen eine härtere Realität des Frau- und Mutterseins sichtbar und hinterfragen den Körper jenseits von Erotik. Mutter malt Haut wie später nur Lucien Freud.

Paris ist in den Zwanzigerjahren mehr denn je kosmopolitisch. Exkurse der Ausstellung zeigen, dass Frauen in Mode, Sport oder Kultur aktiv waren. Adrienne Monnier und ihre amerikanische Lebenspartnerin Sylvia Beach eröffneten je ihre eigene Buchhandlung und gründeten Verlage, die zu den wichtigsten Orten für das Literaturleben dieses Jahrzehnts wurden; James Joyce „Ulysses“ wurde von Beach veröffentlicht. Die Amerikanerin Nancy Cunard verlegte als Erste Samuel Beckett. Die russische Malerin und Bildhauerin Marie Vassilief gründete eine Akademie am Montparnasse, an der Künstlerinnen aus aller Welt studierten. Die von Fernand Léger ins Leben gerufene Académie Moderne legte den Schwerpunkt auf die Abstraktion. Hier gingen die Dänin Franckiska Clausen und die Französin Marcelle Cahn in die Lehre. Beide waren zu Lebzeiten erfolgreiche Künstlerinnen und werden heute in Ausstellungen wiederentdeckt. An der Académie Moderne unterrichtete auch Marie Laurencin. Mit „Femmes à la colombe“

malt sie sich mit ihrer Geliebten in einer Pose, die intime Vertrautheit zeigt. Laurencin heiratete zwar den deutschen Maler Otto de Waetjen, hatte aber über vierzig Jahre lang eine nie verheimlichte Beziehung mit der Stylistin Nicole Groult.

Die „Années folles“ oder „Roaring Twenties“ wurden schon durch diese Begriffsbildungen mit einem Jahrzehnt des Überschwangs, mit Nachtessen, Dancing und Jazz, mit Kabarett und Café-Theater gleichgesetzt. In Paris war Josephine Baker die Ikone des Jahrzehnts. Überkommene Normen und die klassischen Geschlechterrollen wurden (zumindest in den Metropolen) infrage gestellt. Der Begriff „Garçonne“ entstand als Inanspruchnahme eines auch wirtschaftlich selbstbestimmten Lebens und ging mit einem von Coco Chanel und Nicole Groult entworfenen Stil einher. Die damals und bis heute hoch gehandelte polnische Art-déco-Malerin Tamara de Lempicka malte ihre Geliebten wie die Sängerin Suzy Solidor oder „Die schöne Rafaela“ in erotischen Posen. Romaine Brooks porträtierte ihre Freundin Nathalie Clifford Barney in weichem Pelz mit der Skulptur eines galoppierenden Pferdes im Vordergrund und nannte ihr Gemälde „Die Amazone“. Auch die russische Bildhauerin Chana Orloff, die sich in dieser Ausstellung mit einigen fantastischen Werken (wieder)entdecken lässt (in Paris kann man ihr ehemaliges Atelier besuchen), skulptierte eine zugleich kraftvolle und feminine „Amazone“.

In Paris herrschte während dieser Jahre eine erstaunliche moralische Freiheit. Zum ersten Mal wurden die Genres, auch mit dem aufgekommene Begriff „drittes Geschlecht“, als fluid thematisiert. Die dänische Malerin Gerda Wegener porträtierte ihren Ehemann und ebenfalls Maler Einar Wegener, der sich als Lili Elbe eine feminine Identität gab, mit zahllosen Verkleidungen: „Lili als Rosenkavalier verkleidet“ oder „Lili mit einem Federfächer“. Der Börsenkrach von 1929 setzte diesem Jahrzehnt der Freiheit und des Wirtschaftsaufschwungs ein jähes Ende. Für Frauen hatte es noch mehr bedeutet: erstmalige Selbstbestimmung und künstlerische Entfaltung.

Années folles. Paris, Musée du Luxembourg; bis zum 10. Juli. Der Katalog kostet 40 Euro.

Autonomie für Komitee

Gericht in Israel urteilt gegen Bildungsminister

Ein Streit über die Verleihung des bedeutendsten zivilen Preises Israels ist durch das höchste Gericht des Landes entschieden worden – auch wenn er damit noch nicht beigelegt sein mag. Das Oberste Gericht wies Bildungsministerin Yifat Shasha-Biton an, dem Wissenschaftler Oded Goldreich den Preis für das Jahr 2021 im Gebiet Mathematik zu verleihen, und kassierte damit eine Entscheidung der Ministerin. Die hatte – wie schon ihr Vorgänger – Goldreich den Israel-Preis vorenthalten wollen, obwohl das Auswahlkomitee ihm diesen im April 2021 zuerkannt hatte. Als Begründung wurde angeführt, dass er die Israel-Boykottbewegung BDS unterstütze.

Der Fünfundsechzigjährige, der am renommierten Weizmann-Institut für Wissenschaften forscht und als Koryphäe im Bereich der Kryptographie gilt, ist als Kritiker der Besetzung palästinensischer Gebiete bekannt. Goldreich hatte im März 2021 mit Hunderten Kollegen eine Petition an die Europäische Union unterzeichnet, keine Forschungszusammenarbeit mit der Universität Ariel zu betreiben. Die Hochschule liegt in der Siedlung Ariel im Westjordanland, sie wurde 2012 auch gegen Widerstand innerhalb Israels von der Regierung als Universität anerkannt. Goldreich ist auch Mitunterzeichner eines Protestschreibens zahlreicher Wissenschaftler gegen die Bundesratsresolution von 2019, in der die BDS-Bewegung verurteilt wird.

Nachdem rechte Gruppen Stimmung gegen Goldreich gemacht hatten, setzte sich der damalige Bildungsminister, Yoav Gallant von der Likud-Partei, im Frühjahr 2021 über die Entscheidung des Preiskomitees hinweg. Der Minister schrieb, Goldreich würde durch seine Unterstützung der Boykottbewegung und seinen Aufruf zum Boykott der Universität Ariel „dem Staat Israel ins Gesicht spucken“, und womöglich sei dies sogar ein Rechtsbruch. Das Preiskomitee wandte sich an das Oberste Gericht, welches dem Minister daraufhin Zeit zugestand, die Entscheidung zu überprüfen. Denn der Professor wies von sich, die BDS-Bewegung zu unterstützen.

Der Regierungswechsel im Juni führte nur zu einer Wiederauflage der Kontroverse: Die neue Bildungsministerin Shasha-Biton von der Mitte-rechts-Partei „Neue Hoffnung“ verkündete im November, dass sie die Meinung ihres Vorgängers teile. Das Oberste Gericht machte in seiner Entscheidung vom Dienstag nun klar, dass die Ministerin unzulässig in die Autonomie des Preiskomitees eingegriffen habe. Nahezu maliziös wies die Richterin Yael Willner in ihrer Begründung des mit zwei gegen eine Stimme gefällten Urteils zudem darauf hin, dass die von Goldreich unterzeichnete Petition doch nur fordere, was auch in dem Forschungsabkommen zwischen Israel und der EU stehe: nämlich dass die Zusammenarbeit Institutionen in den besetzten Gebieten ausklammere.

Willners Richterkollege Isaac Amit wandte sich grundsätzlicher gegen eine Politisierung des Israel-Preises. Die ist indes längst geschehen, immer wieder gibt es Streit über Preisträger und deren politische Ansichten. Das dürfte sich nicht ändern, solange die Regierung versucht, die Trennung zwischen israelischen Institutionen und solchen in den Siedlungen zu verwischen. CHRISTIAN MEIER

Elgin Marbles vor dem Kadi

Das Oxford Institute for Digital Archaeology (IDA), das Kulturgüter digital erfasst, um sie nachbildern zu können, will das Britische Museum auf dem Rechtsweg zwingen, ihm das Scannen der Parthenon-Skulpturen zu gestatten. Forscher des IDA behaupten, Kopien erstellen zu können, die mit bloßem Auge nicht vom Original zu unterscheiden seien, und wollen das anhand einer der Anfang des neunzehnten Jahrhunderts von Lord Elgin nach London transportierten Metopen der Akropolis nachweisen. Das Institut argumentiert, dass seine Arbeit dem Britischen Museum erlauben würde, die sogenannten Elgin Marbles nach Griechenland zurückzuführen, ohne eine Lücke in der eigenen Sammlung aufzutun. Das war freilich nicht die beste Voraussetzung für den Antrag, die Skulpturen scannen zu dürfen. Nachdem das Museum die Genehmigung verweigert hatte, nahm das IDA seine Arbeit mittels auf iPhone und iPad verfügbarer 3D-Technologie dennoch vor. Ihm fehlen jedoch noch einige Aufnahmewinkel für die Erstellung von Modellen zur Programmierung jener Roboter, die dann die Kopien mit Metallmeißeln fertigen sollen. Das Britische Museum zeigte sich „äußerst besorgt“ über das unerlaubte Vorgehen, das gegen die Besuchervorschriften verstöße. G.T.